Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Aus der Arbeit“ einschl. Bringerlohn 60 Pf. bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Zeitungsliste 6582) pro Vierteljahr M. 2,70. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 29. — Dresden, Mittwoch den 5. Februar 1902. — 13. Jahrg.

Ein altes Histörchen.

„Mit Moral baut man keine Eisenbahnen!“ hat seiner Zeit ein blutiger Gründer vor der Barre des Gerichts gesagt; und in der Politik ist auch immer ein ziemlich gespanntes Verhältnis zwischen ihr einerseits und Sittlichkeit und Wahrheit andererseits zu konstatieren gewesen. Die Politik hat es eben seit alters gern mit dem Marquis Riccaut de la Marliniere gehalten, der auch bei Leibe nie falsch gespielt —, das thut so ein alter ehrlicher Seemann nie! — wohl aber zuweilen ein bißchen „die Fortune korrigiert“ hat. Solche Korrekturen nahm der alte Fritz mit den Gesandtenberichten vor, Bismarck mit der Emser Depesche — und so und ähnlich andere mit Grazie ins Unendliche.

In der äußeren Politik wendet sich die Glückskorrektur der Regierungen und Diplomaten meist gegen das Ausland, was von den „nationalen“ Parteien auch gewöhnlich als mildernder Umstand oder gar als Rechtfertigung der Lüge und des Betrugs aufgefaßt wird, — auch ohne Nachsuchung der „Indemnität“. Wie aber steht's, wenn das eigene Volk von einer Regierung belogen und über die Ohren gehauen wird?

Man sagt, daß solche Fälle vorkommen. . . .

Wir wollen ein Histörchen erzählen:

Es war im Jahre des Heils 1777 — drei Sieben auf einmal! Schon eine böse Vorbedeutung! — als König Friedrich II. von Preußen seiner Akademie zu Berlin, die nach seiner Meinung eine thörichte Preisaufgabe gestellt hatte, die beanstandete Frage strich und dafür verlangte, die Preisfrage aufzustellen:

„Ob es nützlich sein könne, das Volk zu täuschen.“

Beiläufig bemerkt: Die „Nützlichkeit“ des Täuschens hatte der alte Fritz doch schon mit seinen allzu kupferhaltigen Silberthalern in den schlesischen Kriegen erprobt!

Die Frage erhielt ferner eine noch bestimmtere Fassung, die genauer feststellte, wann die Täuschung nützlich oder schädlich sein sollte: „Ist Täuschung dem Volke nützlich, sei es, daß man es zu neuen Irrtümern führt, oder in den alten bestärkt?“

Für eine Gesellschaft, die die Verbreitung der Wissenschaft und die Lehre der Wahrheit auf ihr Banner geschrieben hatte, mußte es allerdings etwas sonderbar erscheinen, daß sie zum Gegenstand einer ausgeschriebenen Preisaufgabe die Frage erkor, ob es nützlich, Notabene dem Volke nützlich sei, wenn man es dumm mache, oder dumm erhalte. Viele Leute kamen damals auf den Gedanken, der alte Fritz habe sich mit den Perücken seiner Akademie einen derben Spaß erlauben wollen, wie er und manche andere Hohenzollernfürsten sie zuweilen liebten. Karl Lessing z. B. schrieb an seinen berühmten Bruder Gotthold Ephraim: „Man sagt, der König habe sie ihr (die Preisfrage der Akademie) zum Possen aufzugeben befohlen, weil sie vor einigen Jahren auf „die Erfindung der Quadratur des Zirkels einen Preis gesetzt hätte.“ Der große Mathematiker d'Alembert soll dem alten Fritzen die pikante Frage eingeblasen haben.

Was that nun die gelehrte Körperschaft?

Sie hätte einfach ihre selbstgestellte Frage aufrecht erhalten und reskribieren können, es sei ihres Amtes, die Wissenschaft zu pflegen nach bestem Können und Wissen, und Sache des Königs sei es, seine Amtspflichten wahrzunehmen. Das hätte durchaus mit Anstand und Würde geschehen können; dazu aber fehlte ihr offenbar der Mut: sie stellte die „befohlene“ Frage, aber rückte den Termin der Ablieferung für die Lösungen um ein Jahr weiter hinaus.

Als die Preisverteilung am 1. Juni 1780 vor sich ging, stellte sich heraus, daß 33 Arbeiten eingelaufen waren, von denen 12 die Frage bejahend, 21 verneinend beantworteten.

Und welcher Meinung pflichteten nun die offiziellen Vertreter der freien Wissenschaft, die Hohenpriester der Wahrheit rc. bei? Sie mochten sich schon damals mit Vorausnahme der Erkenntnis ihres Nachfahren Dubois-Raymond als Leibhusaren der Hohenzollern fühlen und wollten demgemäß — wahrscheinlich in Unkenntnis der Meinung ihres obersten Kriegsherrn — ja nicht anstoßen; darum fällten sie ein wahrhaft salomonisches Urteil: Sie erteilten je einer Arbeit aus beiden Gruppen den Hauptpreis!

Der preisgekrönte Befürworter der Erhaltung oder Neueinführung von Irrtümern beim Volke war der Berliner Mathematiker Friedrich von Castillon; sein ebenfalls preisgekrönter Widerpart war der liberale Aufklärer Rudolf Zacharias Becker, damals Hauslehrer in Erfurt — also außerhalb des Bereiches des historischen Krückstocks Friedrichs, in dessen Nähe Wieland es nicht geheuer fand.

Der alte Fritz soll sich mächtig gewundert haben über diesen Ausgang der Sache. Einige — offenbar sehr phantasievolle — Leute haben den Entscheid der Akademie dahin erklärt, besagte gelehrte Körperschaft habe ihrerseits S. M. eine Lektion erteilen wollen, — eine Erklärung, die offenbar allzu heroisch ist, um wahr zu sein.

Vollkommen geeignet, das Hallo noch größer und lauter zu machen war der Umstand, daß eine der zugelassenen Arbeiten veröffentlicht wurde, die des preußischen Hofpredigers, Konsistorialrats und Inspektors der reformierten Kirchen und Schulen im Fürstentum Halberstadt, Johannes Friedrich Gilles. Dieser, ein ausgesprochener Reaktionär und Dunkelmann, wütet in seiner Schrift förmlich gegen den „Irrtum“, daß man ein Volk von unten herauf reformieren könne. Ein freies Volk gebe es nicht und könne es nicht geben! Nach seiner Meinung „bleibt der Mensch im Ganzen genommen ein halb wildes Tier, welches an einer weiteren oder engeren Kette liegen muß“.

Die Lösung der Preisfrage durch diesen gottesgelahrten Finsterling gipfelt in der folgendermaßen gefaßten Summa seiner Weisheit:

„Täuschung ist dem Volke zuträglich und unumgänglich nötig für die Erhaltung und für das Wohl des Staates, ja für das beste des großen Haufens selbst.“

Warum wir diesen ergötzlichen Schwank aus der Geschichte der freien preußischen Wissenschaft aus dem Jahre 1777, also aus dem vorvorigen Jahrhundert, ausgegraben haben? Wir würden fürchten, unsere Leser zu beleidigen, wenn wir angesichts der neuesten Tirpitziade und in Erinnerung an die Fanfaren der „Voraussetzungslosen“, die unter Mommsens Führung jüngst so glänzend bewiesen haben, wie „frei“ heutzutage die preußisch-deutsche Wissenschaft ist, uns auf nähere Darlegung der Aehnlichkeiten zwischen sonst und jetzt des Ausführlichen einlassen wollten.

Politische Uebersicht.

Schutz vor Schutzleuten.

In Spandau spielte sich in diesen Tagen ein Prozeß ab, bei dem es sich um einen jener immer noch wiederkehrenden Vorgänge handelte, wo ein Bürger mit heiler Haut eine Polizeiwache betritt, und sie mit erheblichen Verletzungen wieder verläßt, ohne daß die auf der Wache anwesenden Beamten von der Ursache der Verletzungen etwas wissen wollen. Im vorliegenden Falle hatte der Maurer Gruga am 21. Juni 1900 in einem Schanklokal in Spandau im Verlauf eines Streites mit Gästen des Lokals eine Backpfeife bekommen. Um die Persönlichkeit des Schlägers feststellen zu lassen, begab sich Gruga zum Polizeisergeanten Böhme, der in der Nähe Posten stand. Böhme wies Gruga mit seinem Anliegen nach der Polizeiwache. Gruga ging auch dahin, und als er nach Erledigung seiner Angelegenheit die Wache verlassen wollte, traf er in der Thür auf Böhme. Es kam nun zu einem Zusammenstoß zwischen Böhme und Gruga. Die Ursache dieses Zusammenstoßes sowie die Folgen, die sich unmittelbar daran anknüpften, werden von Gruga einerseits, und den beteiligten Polizeibeamten andererseits in völlig widersprechender Weise dargestellt. Gruga behauptet, Böhme habe ihn als streikenden Maurer bezeichnet, und deshalb sei er von den auf der Wache anwesenden fünf Beamten mißhandelt und eingesperrt worden. Dagegen behaupten die Beamten, Böhme habe wegen des Vorfalles bei dem erwähnten Wirtshausstreit die Persönlichkeit Grugas feststellen wollen, Gruga habe sich dessen geweigert, er habe den Beamten Widerstand geleistet und sei deshalb in Haft genommen.

Gruga ist aus Anlaß des Vorganges auf der Wache bereits wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt verurteilt worden. In dem jetzigen Prozeß stand Gruga unter der Anklage wissentlich falscher Anschuldigung. Er hatte nämlich seine Erlebnisse auf der Wache zum Gegenstand einer Eingabe an die Staatsanwaltschaft gemacht, worin er die Beamten der Mißhandlung beschuldigt. Natürlich durfte bei diesem Prozeß auch ein Redakteur nicht fehlen; es war ein Herr Pieper, der als verantwortlicher Redakteur des Spandauer Arbeiterblattes Grugas Abenteuer veröffentlichte und durch Behauptung nicht erweislich wahrer Thatsachen die Polizeibeamten beleidigt haben soll.

Durch die Beweisaufnahme ist festgestellt worden, daß Gruga, der sich abends zwischen 7 und 8 Uhr unverletzt nach der Polizeiwache begab, am Morgen des folgenden Tages entlassen wurde, und zwar mit erheblichen Verletzungen. Eine ärztliche Untersuchung Grugas, die gleich nach seiner Entlassung vorgenommen wurde, hat ergeben, daß er an Armen und Beinen zahlreiche blaue Flecke und Hautabschürfungen aufwies, und daß sein Gesicht eben solche Verletzungen zeigte. Besonders waren beide Augen stark geschwollen und mit Blut unterlaufen, was nach Aussage der ärztlichen Sachverständigen auf mehrere Faustschläge, die Gruga erhalten haben muß, zurückzuführen ist. Mehrere Zeugen, die Gruga 1 Tage nach dem Vorfall sahen, geben an, daß sie ihn beim ersten Anblick nicht erkannten. So sehr war sein Gesicht infolge der genannten Verletzungen entstellt.

Die Polizisten leugneten alles ab, leugneten mit eiserner Konsequenz, ohne auch nur das geringste Zugeständnis zu machen. Dem Verteidiger des Angeklagten, Rechtsanwalt Dr. Liebknecht, blieb deshalb nichts übrig, als durch eine kleine Armee von Zeugen die Glaubwürdigkeit der uniformierten „Ordnungsstützen“ zu erschüttern. Dabei kam denn auch in zweitägiger Verhandlung manches an den Tag, was auf das Polizeipersonal von Spandau ein grelles Licht wirft. Da war z. B. ein Polizeisergeant Namens Böhme, den der Oberbürgermeister noch am ersten Verhandlungstage als einen tüchtigen und pflichttreuen Beamten bezeichnet hatte! Es wurde festgestellt, daß dieser Böhme, der verheiratet und Vater von sechs Kindern ist, jahrelang ein intimes Verhältnis mit einer anderen Frau gehabt

Arbeiter.

Roman von Alexander L. Kielland.

(23. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

XVII.

Es war schon zehn Uhr vormittags; Njädel Vatnemo hatte aber noch keine Hand gerührt.

In der Stube, in der er saß, war der Fußboden erdschwarz, das Bett war voll grauen Strohs und mit ein paar Lumpen bedeckt. Die Thürklinke war abgerissen, und die Küchenthür stand daher halb offen. Auf dem Herd stand eine schwarze Kaffeekanne.

Njädel saß da und starrte durch die kleinen Fenster hinaus. Er war noch nicht halbfertig mit der Frühjahrsarbeit, und es war Mitte April. Die mächtigen Glieder hingen schlaff an ihm herab, der wirre Bart war um den Mund ergraut und der Rücken noch mehr gekrümmt als früher. Eine dumpfe Hilflosigkeit lag über der ganzen riesigen Gestalt, wie er so zusammengefallen in der niedrigen Stube dasaß, während draußen der Regen schwer herniederging und der Wind in dem Schornstein heulte.

Seine Gedanken liefen in dem kleinen Kreise, in dem sie nun bald zwei Jahre lang gelaufen waren. Er dachte an diese „Sache“, die niemals ein Ende nahm.

All das Geld, das darauf gegangen war, all die schönen Worte und Versprechungen des Bruders, all die Hoffnungen und Enttäuschungen, all das, was ihn so lange Zeit in Spannung erhalten hatte, all das begann ihn nun zu lähmen wie eine dunkle geheimnisvolle Macht, mit der er im Dunklen kämpfte, ohne sie zu kennen.

In den Bergen hatte er sich seinerzeit mit den Bergrutschen abfinden müssen. Das war aber ein ehrlicher Kampf gewesen, und als er verloren hatte, da war die Geschichte zu Ende. Hier aber wurde er von etwas anderem verfolgt. Wohin er sich auch wenden mochte, immer stieß er auf etwas Kaltes, Weiches, das sich nicht zerschmettern ließ und nicht wich. Er traf darauf, wenn er in die Kirche ging und die Leute ihm auswichen; bei Gericht, wenn es ihm bei allen Gelegenheiten angerechnet wurde, daß er unter Anklage gestanden hatte; wenn er die Arbeit am Graben wieder aufnehmen wollte, war es auch da; er war gebunden, er war wie geächtet, und er fuhr fort, sich mit Stall- und anderer Weiberarbeit abzugeben, ohne daß ihm das geholfen hätte.

Wie er so dasaß und hinausstarrte, konnte er kaum noch den Lauf des halbfertigen Grabens erkennen. Dieser Graben war sein großer Plan gewesen, als er nach Krydswig kam. Der Graben sollte dem Sande einen Damm setzen und sein Besitztum gegen Versandung schützen. Er hatte auch daran gedacht, Weiden und Sandgras anzupflanzen, so, wie er es in den Blättern gelesen hatte. Nun fiel das alles zusammen, während die Leute von Börevig fleißig Tang holten und sein Feld mit tiefen Radspuren aufrissen.

Der Lotsenvorsteher Seehus kam durch die Küche herein. „Guten Tag, Njädel, hier ist ein Brief aus Christiania.“

Njädel blickte auf und lächelte. Christinens Briefe waren seine einzige Freude.

„Willst Du eine Tasse Kaffee trinken, Vorsteher?“

„Nein, danke,“ antwortete dieser. Er hatte zu Njädels Kaffee kein Vertrauen.

Er erbrach den Brief und stutzte, als er die merkwürdig schiefen Linien und die unsichere Schrift sah; außerdem hatten Christinens Thränen die Tinte ausgewischt.

Er las den Brief, machte eine Pause und las ihn noch einmal — den kurzen Brief mit dem schweren Inhalt.

Njädel sagte kein Wort, er wurde aber schließlich ganz weiß im Gesicht. Als der Vorsteher den Brief auf den Tisch legte, nahm er ihn und starrte lange hinein, trotzdem er Geschriebenes nicht lesen konnte.

In dem Lotsenvorsteher hatte es aber schon lange gekocht und nun stand er heftig auf und rief: „Das ist eine Schurkerei, Njädel. So wahr ich Lauritz Boldeman Seehus heiße, bei dieser Wirtschaft hat der Teufel die Hand im Spiele. Ich glaube Deinem Bruder nicht; daß Du das nur weißt. Erst macht er uns vor, Christine wolle ihn durchaus haben, sie befürchte nur, daß Du etwas dagegen hättest. Dann brachte er uns dazu, daß wir ihr zuredeten und sie beschwatzten, und dann bildete er uns ein, alles sei eitel Glück und Freude. Ich habe aber schon lange an Christine gemerkt, daß —“ Weiter kam er nicht, die Stimme versagte ihm, und er ging in die Küche hinaus, wo er sich sehr geräuschvoll ein paar mal schnäuzte.

„Nein, nein, nein,“ antwortete Njädel, und schüttelte den Kopf. „Du darfst von Anders nicht schlecht reden: wenn Du ihn nur kenntest —“

Da wurde die Hausthür vorsichtig geöffnet, und Sören Börevig kam in die Küche hereingeschlichen.

„Was willst Du?“ schrie Njädel und fuhr empor.

Sören näherte sich, indem er sich vorsichtig in der Nähe des Lotsenvorstehers hielt.

„Ich wollte nur Grüße und eine frohe Botschaft bringen“, sagte er freundlich, „von Bekannten in Amerika. Ich habe heute auch einen Brief bekommen.“

Im Nu versteckte Njädel den Brief Christinens.

„Da ist nun zuerst ein Gruß von der Schwester des Lotsenvorstehers; sie ist Witwe geworden — das weißt Du wohl?“ fuhr Sören fort.

Nein, das wußte der Lotsenvorsteher nicht.

Sören Börevig zog nun den Brief hervor, den er von seinem Bruder erhalten hatte und las: „Mistreß Johnson, die Schwester des Vorstehers aus Krydswig, bittet mich, zu grüßen, und ob er nicht nach Amerika kommen und bei ihr im Hause wohnen oder sich in ihrer Nähe ansiedeln wollte?“

„Daran habe ich wahrhaftig schon oft gedacht,“ murmelte der Vorsteher.

„Dann habe ich aber auch etwas für Dich, Njädel,“ fuhr Sören fort und suchte in dem Briefe.

„Ich habe keine Bekannten in Amerika,“ antwortete Njädel kurz.

Sören lächelte: „Ist Dein Gedächtnis so kurz? Hier steht es: bei Mistreß Johnson ist auch ein Mädchen aus Krydswig, sie heißt Ane, und sie bittet mich, Njädel Vatnemo zu grüßen, und ihm zu schreiben, daß es ihr gut geht, und daß ihr Junge gedeiht und rotes Haar hat wie sein Vater.“

Njädel saß auf, dachte eine Weile nach und sagte dann still: „Nein, hat er rotes Haar!“

Sören sah von dem einen zum anderen und fand, daß der

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020205/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG